Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 66 (1992)

Artikel: Gespräch zur Zeit
Autor: Neeser, Andreas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559347

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gespräch zur Zeit

Sein Mund war leicht geöffnet, und seinen seltsam verspannten, hart gerundeten Lippen war anzusehen, daß sie im Kampf mit einem eigensinnigen Wort erstarrt waren, das nicht hatte wachsen wollen. Und es schien, als wollten sie sich zugleich für den vorerst verlorenen Kampf und jenes lautlose Wort entschuldigen, das noch nicht groß genug war und sich dagegen sträubte, Sprache zu werden.

Merkwürdigerweise hatte sich diese krampfhafte Anspannung nicht über sein ganzes Gesicht gelegt; seine Züge strahlten Ruhe aus und Stille, als wäre das Ringen mit den Lauten ausschließlich eine Angelegenheit der Lippen, als hätten sie sich losgesagt von diesem Mann, um dem Wort die Sprache allein zu geben.

M. hatte wirklich vor einigen Augenblikken aufgehört, nach Wörtern zu suchen, die es jetzt vielleicht gar nicht brauchte, und nun saß er da und schwieg und hatte seinen leicht geöffneten Mund vergessen, der noch immer auf das Reden wartete.

Die Stange Bier stand noch fast unberührt vor ihm auf dem leicht klebrigen, mit verstaubten künstlichen Herbstzeitlosen geschmückten Wirtshaustisch, den er insgeheim zu seinem Lieblingstisch gemacht hatte, weil sich die Jahrringe des Holzes auf der glanzlos lackierten Oberfläche so leicht zählen ließen.

Nun also schwieg er zum erstenmal, seit er sich mit P., den er seit langer Zeit fast täglich sah, an seinen Lieblingstisch gesetzt und das Gespräch begonnen hatte. Einzig aus seinem starr auf P.s zerlesene Zeitung von gestern gehefteten Blick sprach die leere Verlorenheit eines eben Verstummten.

P., dessen Augen in der ursprünglich aus bloßer Gedankenlosigkeit aufgeschlagenen Zeitung lange und angestrengt nach lesenswerten Informationen gesucht hatten, um endlich an einem mit besonders fetten, schwarzen Lettern überschriebenen Artikel haften zu bleiben und ganz darin zu versinken, schaute auch jetzt nicht von seiner überholten Lektüre auf, wissend, daß es M. nichts ausmachte, ihn während des Gesprächs in vergangene Neuigkeiten vertieft zu sehen – denn das war keineswegs ungewöhnlich und entsprach durchaus dem Wesen dieser Gespräche. – P. sah deshalb nicht, wie sich mit einem Mal die Verkrampfung um M.s Lippen löste, die von der Mühelosigkeit ihres eigenen unerwarteten Redens, mit dem sie die Stille der lärmigen Gaststube nun durchbrachen, überrascht zu sein schienen; anders ließ sich das kaum wahrnehmbare erstaunte Zucken in seinen Mundwinkeln nicht erklären.

«Ich konnte es einfach nicht fassen. – Vielleicht war ich noch weniger darauf vorbereitet als er selbst.»

«Ja.»

P. wußte, daß er nicht mehr zu sagen brauchte, denn er kannte die Spielregeln dieser Gespräche. Im Grunde hätte er M. überhaupt nichts entgegnen müssen, und

wirkliches Zuhören war von ihm auch nicht verlangt. – Er saß am Tisch mit den Jahrringen, die leicht zu zählen waren. Das genügte.

*

Es geschah nicht sehr oft, daß M. nur für sich redete. Aber er war dankbar, wenn ihm dann jemand gegenübersaß, der ihm das Gefühl gab, das Gespräch nicht ganz allein führen und nicht die ganze Verantwortung dafür selbst tragen zu müssen.
Seit sich M. aus irgendeinem geringfügigen Anlaß, der längst aus seiner Erinnerung verschwunden war, Gedanken über das Wesen dieser Gespräche gemacht hatte, durfte er sich nicht mehr zuhören. Zugleich zu sich selbst zu sprechen und dem, was gesagt sein wollte, aufmerksam zuzuhören, war ihm in jenem Moment verunmöglicht worden, als er sich bewußt geworden war, daß er eben dies alle die Jahre hindurch gedankenlos und ohne sich darüber zu wundern getan hatte. Und er hatte die unverzeihliche Fahrlässigkeit seines bisherigen Handelns begriffen und die ständige Gefahr, sich mißzuverstehen, erkannt. – M. fürchtete sich davor, daß er sich nur vage oder mehrdeutig oder vielleicht ganz und gar unverständlich auszudrücken imstande wäre und sich so nicht verstehen würde. Und wie sollte er sich mit Sicherheit darauf verlassen können, daß ihm als Zuhörer nichts von dem entging, was er sich zu sagen hatte oder was in irgendeiner Art und Weise den notwendigen Fortgang des Gesprächs zu gewährleisten vermochte.
M. hatte also verstanden, daß er jahrelang eine Fortsetzung dieser Gespräche leichtsinnig aufs Spiel gesetzt hatte, und weil er seinerzeit nicht hatte aufhören wollen, zu sich zu sprechen, war er gezwungen gewesen, sich fortan das Zuhören zu verbieten und statt dessen für die Momente, in denen er sich Wichtiges zu sagen hatte, einem Gegenüber wenigstens die Möglichkeit des Zuhörens zu geben. – M. konnte sich so ausschließlich aufs Sprechen konzentrieren, und wenn er es auch unter allen Umständen vermied, sich dabei zu belauschen, blieb sein Reden doch nicht ganz ungehört.

*

M. war mit seinen Lippen jetzt wieder ganz ins reine gekommen, und er trug es ihnen ebensowenig nach wie den Wörtern, daß sie sich in diesem Gespräch häufiger gegen ihn auflehnten als sonst, da sie von etwas sprechen sollten, was sich M. bisher verschwiegen hatte.
«Ich begriff damals», fuhr er nun fort, «daß ein neues Jahr angefangen hatte, ohne daß mein altes beendet gewesen wäre. Meine Jahre gingen nicht mehr zu Ende. Es war, als nähme meine Zeit seit jenem Morgen, von dem ich dir erzählt habe, keine Rück-

sicht mehr auf die von uns unwiderruflich festgelegten Abläufe der Stunden und Tage, als fügte sie sich nicht mehr in den vertrauten Rhythmus der Jahre.» – P. hatte fast unmerklich und scheinbar zufällig die Augen gehoben und M. über den Rand seines zur Hälfte mit Mineralwasser gefüllten Glases hinweg fixiert, um im gleichen Moment ungerührt festzustellen, daß das vermeintlich an ihn gerichtete und merkwürdig überbetonte ‹von dem ich dir erzählt habe› von ihm keinerlei Reaktion verlangte. «Mir schien, als laufe sie in ihrer Unaufhaltsamkeit haltlos, geradezu hilflos weiter. – Seit dem Tod meines Bruders habe ich das Gefühl, nicht bereit zu sein für ein neues Jahr. Es ist mir nicht möglich, auf das Neue Jahr zu trinken, weil es mich nicht betrifft. Anfangs glaubte ich, meine Zeit lasse sich in ihrem rücksichtslosen Fortschreiten einfach nicht mehr gliedern, sie lasse mir weder Zeit noch Raum, mich in ihr zurechtzufinden; bald schien sie mir nämlich voraus zu sein, bald mir nachzueilen. Doch dann, in einem jener seltenen hellen und klaren Augenblicke, da ich mir unterwegs ganz mitgegeben bin – es war an einem kalten Winterabend, die Heizung hatte schon seit Tagen nicht funktioniert, und ich saß am Schreibtisch, eingehüllt in meine von der Mutter geerbte warme Wolldecke und starrte auf ein paar mit klammen Fingern geschriebene Zeilen –, in jenem Augenblick begriff ich, daß sie mir abhanden gekommen und ich nun gezwungen war, etwas anderes zu dem zu machen, was mich meines Lebens zu versichern vermochte. – Verstehst du?»

P., der inzwischen die Zeitung zusammengefaltet und vor sich auf den Tisch gelegt hatte, wo einige Tropfen Mineralwasser sogleich von den untersten Lagen des dünnen Papiers aufgesogen worden waren, verstand nicht, aber er hatte gemerkt, wie seine Aufmerksamkeit durch M.s letzten, ihn in seiner Abstraktheit fremd anmutenden Gedanken geweckt worden war, ja, er hatte sich sogar dabei ertappt, wie er eben M.s Blick unwillkürlich zu folgen versucht hatte, der zuerst aufgeregt in der rauchigen Gaststube umhergeirrt war, als gälte es etwas Verlorenes wiederzufinden, und schließlich entmutigt und beinahe leer das geschlossene Fenster durchdrungen hatte, um sich zu versichern, daß auch draußen nichts war, was vom Vermißten Besitz ergriffen hatte. – Der Ausdruck der starren Hilflosigkeit, der sich in P.s gewöhnlich lebhafte und stets mit leisem Schalk behafteten Augen gesetzt hatte, rührte daher, daß er nicht wußte, ob ihn sein ungewollter Verstoß gegen die Gesprächsspielregeln über sich selbst staunen ließ, oder ob es M.s Gedanken waren, deren zugleich bedrohliche und faszinierende Absolutheit ihn plötzlich zu betreffen schien. Er spürte, daß es jetzt nicht mehr genügte, M. gegenüberzusitzen.

*

M. brauchte die Gespräche mit sich selbst. – Nicht, weil sie ihm halfen zu vergessen; vielmehr gelang es ihm, sich an das Unfaßbare, Unglaubliche genau zu erinnern, wenn er zu sich selbst redete. Erst in der erlebten Erinnerung hoben sich die großen reinen Schwaden, die sich beharrlich immer wieder über das Nichtwiedergutzumachende legten und es verschütten wollten. Es bedeutete harte Arbeit für M., zu verhindern, was nicht geschehen durfte, und eine Art Befriedigung, eine stille Zufriedenheit ergriff ihn jedesmal, wenn er fühlte, wie der alte Schmerz zurückkehrte, ihn auszuzehren drohte und von ihm verlangte, daß er mit seiner Arbeit beginne. Dann redete M.

M.s Arbeit, die manchmal unvorhergesehen und überall verrichtet werden wollte, duldete keinen Aufschub. Und wenn beispielsweise sein Freund eigenen Verpflichtungen nachzukommen und also keine Zeit für ihn hatte, wofür durchaus Verständnis aufzubringen war, nahm M. sein kleinformatiges Notizbuch mit dem grünen, bereits stark abgegriffenen Ledereinband hervor, das ihm zwar nicht sonderlich gefiel, aber leicht überallhin mitgenommen werden konnte, und schrieb; er schrieb auf, was er sich zu sagen gehabt hätte.

*

«So ist es fast unerträglich für mich, unter Menschen zu leben, die alle ihre eigene Zeit haben, eine persönliche Seins- und Begleitzeit. Meine Zeit hat sich mir aus der Hand genommen. Beim Jahreswechsel kommt mir der unheilvolle Graben, der sich unüberbrückbar zwischen mir und meiner Zeit aufgetan hat, besonders tief vor, weil ich dann sehe, wie nah die Menschen bei ihrer Zeit stehen, wie vertraut sie ihnen ist. Wie sonst wäre es ihnen möglich, ein gelebtes Jahr bedenkenlos beiseite zu legen und auf ihre gemeinsame und nicht einmal heimliche Vereinbarung hin einen neuen Abschnitt ihrer Existenz zu beginnen, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt? – Nein, ich gehöre nicht mehr dazu, weil meine Zeit eigene Wege geht, seit sie mich zurückgelassen hat.

Für einen Moment nur verlor ich sie damals aus den Augen. Im ersten, besinnungslosen Schmerz war ich ihr nicht gewachsen, denn ich hatte mich überraschen lassen vom heimtückischen Unwiderruflichen, das an jenem Morgen im Herbst aus seiner Vergessenheit herausgetreten und über mich hereingebrochen war. Mir war, als wäre auch ich unvermittelt aus dem Leben gerissen worden; und während ich, wenn auch nur für Sekundenbruchteile, gleichsam außer mir war, aus meiner Existenz hinausgeworfen ins Nichts, muß es geschehen sein – und bitte glaube nicht, dies seien gewissermaßen nur philosophische Betrachtungen oder gar reine Vermutungen –, da muß es geschehen sein, daß mir meine Zeit entging. Und ich konnte

nicht begreifen, daß nicht einmal meine eigene Zeit auf mich hatte warten können. – Was konnte ich tun, als sie ziehenlassen und verstehen lernen, daß meine zeitlose Existenz fortan ein Leben zur Unzeit sein würde.»
Nachdem er sein noch immer schaumgekröntes Bier in großen Schlucken ausgetrunken hatte, lehnte sich M. langsam zurück, ohne daß seine Bewegung etwas Abschließendes und Endgültiges an sich gehabt hätte; und wieder schaute er zum Fenster hinaus, und er sah müde Kinder mit schweren Schultaschen, die auf den schmalen Gehsteigen zu spät nach Hause eilten; doch ihre Gesichter waren klar, und was sie verbargen, war unversehrt. Und allein der traurige Vorwurf, der sich gegen seinen Willen in seine Augen gesetzt hatte, zeigte, daß er sie benied.

*

Auch P. war noch mit sich selbst beschäftigt. Bis anhin hatte er sich nie wirklich für M.s Gespräche interessiert, doch dieses Gespräch schien anders zu verlaufen als die bisherigen. Er konnte sich selbst nicht erklären, wie das Bedürfnis in ihm entstanden war, an M.s Gespräch teilzuhaben. Das war ungewöhnlich und sogar gegen ihre Abmachung. – Vielleicht hatte er deshalb nicht gewagt, M.s Reden etwa mit einer Frage oder einer beipflichtenden Bemerkung zu unterbrechen, sondern ungeduldig und gespannt gehofft, daß auch M. das Große spürte, das zwischen sie getreten war. Und er hatte darauf zu vertrauen begonnen, daß das Große sich ihnen beiden zusprechen würde. Und jetzt wünschte er für sich selbst die Kraft, während dieses kurzen Augenblicks der Stille auf das zuzugehen, von dem er nichts wußte, als daß es etwas Neues war.

*

«Suchst du etwas?» –
P. fürchtete, seine innere Unsicherheit und die Angst vor dem Unbekannten könnten sich auf sein Gesicht geschlichen und ihn verraten haben. M. sollte nicht merken, wieviel Überwindung es ihn gekostet hatte, mit seiner Frage das Gespräch, das M. mit sich führte, in seiner bisherigen Form zu gefährden und dabei blind auf etwas zu vertrauen, von dem er zwar überzeugt war, daß es groß zwischen ihnen stand und ihnen etwas zu sagen hatte, dessen Vorhandensein aber ein ganz und gar gefühlsmäßiges war und deshalb seine direkte Frage vielleicht nicht rechtfertigte.
Der verwunderte Blick, den M. ihm zugeworfen hatte, als wäre er überrascht, nicht allein zu sein, bewies P., daß das gleichzeitige, leicht verwirrte «bitte?» seines Gegenübers aufrichtig nach der Wiederholung der Frage verlangte. «Ich hatte den Eindruck, du suchtest irgend etwas, vorhin, als du zum Fenster hinausschautest.»

«So. Ja – nein. – Warum?»
«Weißt du, ich habe – wie soll ich sagen – das ist irgendwie – ich meine – schwer zu –»
«Nein!» unterbrach ihn M. bestimmt und offensichtlich nicht gewillt, P.s Begründung anzunehmen. P. war so überrascht gewesen, daß er nicht einmal den Versuch gemacht hatte, seinen Satz zu beenden, und jetzt beunruhigte es ihn, in der Härte dieses einen Wortes des Widerspruchs auch eine Spur verborgener, gegen ihn gerichteter Feindseligkeit zu finden. Enttäuscht und vorwurfsvoll schrieb er es seiner Hilflosigkeit im ungewohnten Umgang mit M. zu, daß er M.s Auflehnung geradezu herausgefordert hatte, indem er mit ausweichender und gewundener Unaufrichtigkeit eine Feststellung zu begründen versucht hatte, die M. nicht nur betroffen gemacht haben mußte, sondern ihn wohl auch in seinem alten Schmerz getroffen hatte; es war ja wirklich nicht schwierig gewesen, das verzweifelt Suchende in M.s weit geöffneten Augen zu bemerken. Das verstockte Schweigen jedenfalls, das sie nun abwechslungsweise über den Tisch hinweg immer lauter anschrie, hatte zweifellos er selbst enfacht. –
P. würde noch länger über sein Versagen nachgedacht haben, wenn M. sich nicht unversehens in seinem Stuhl aufgerichtet und mit ungewöhnlich klarer Stimme, die etwas Neues und Unerwartetes in sich trug und jedes Wort betonte, gesagt hätte:
«Trinken wir ein Glas Wein zusammen?»

*

P: *Deine* Fassung verloren?
M: Ja. *Meine* Fassung. [Aufgeregt] Und seither kann ich dieses ‹er – oder meinetwegen sie – verlor die Fassung› nicht mehr hören. Als ob die wüßten, was es heißt, gefaßt zu sein. Alle scheinen so schreckliche Angst davor zu haben, die Fassung zu verlieren – dabei hat sich im Grunde keiner überlegt, was dann wirklich verloren gehen würde.
P: Meinst du –
M: Was *er* verlieren würde.
P: Du meinst, jeder hat sozusagen eine eigene Fassung, die ihn einfaßt und –
M: Genau – ihn umfaßt und vor dem Auseinanderfallen bewahrt.
[Der Kellner bringt den bestellten Wein und saubere Gläser; er schenkt ein und trägt dann die gebrauchten Gläser hinaus.
P. riecht kurz am Wein. Hebt das Glas zum Anstoßen. – Sie schauen sich an. – Pause.]
P: Sicher nicht auf das Neue Jahr. [Pause]
M [Hastig]: Auf heute abend. [Sie stoßen an und trinken. M. ist anzusehen, daß ihm solche Momente peinlich sind. – Pause]
P: Deine Fassung – was war deine Fassung?

[M. schweigt. Schiebt sein Glas mechanisch zwischen den Jahrringen des Tisches hin und her. – P. denkt angestrengt nach.]
Die Zeit?

M: Meine Zeit.

P: Ja. [Pause]

M: Ja. – Sie gibt einem Halt. Hält das Leben zusammen. Und versichert es fortwährend seines einmaligen und unverwechselbaren Daseins. Deine Zeit bestimmt dein Dasein. Und ebenso dein Hiersein gerade jetzt. – Wenn du also deine Fassung verlierst, verlierst du im Grunde genommen deine Zeit und damit auch – [Er zögert.]

P: Was? – Das kannst du doch nicht sagen!

M: – Und damit auch dein Leben.

P [Verwirrt]: Aber das ist doch absurd! Schließlich sitzt du mir jetzt gegenüber. Ich geb mir ja wirklich Mühe, dich zu verstehen, aber das scheint mir nun doch etwas gar –

M [Hört auf, mit dem Glas zu spielen]: Nein, P., ist es nicht. Ich glaube, du mißverstehst mich. Ich habe immerzu von *meiner* Zeit und von *meinem* Leben gesprochen. – Zeit ist etwas Unpersönliches, Allgemeines. Etwas Kollektives, wenn du willst. Die Tage und Nächte, die Jahreszeiten, unser Älterwerden. – Unsere eigene Zeit aber macht aus uns erst das Persönliche und Besondere. Sie verleiht unserer gestaltlosen kollektiven Existenz Individualität. Wenn wir so leichthin sagen: ‹Es ist Zeit für mich›, irgend etwas zu tun oder nicht mehr zu tun, reden wir im Grunde von unserer unverwechselbaren eigenen Zeit, auch wenn sich dessen kaum jemand bewußt ist. – Ebenso – [M. bemerkt, daß P. ein Gähnen unterdrückt.] Langweile ich dich?

P: Ich bin es nicht gewohnt, dir zuzuhören. Dir fällt es leicht, mit dir zu reden, nach all der Zeit – [Denkt kurz nach. Wiederholt noch einmal leise für sich] nach all der Zeit. – Doch Gespräche mit dir sind anstrengend.

M: Das kann ich begreifen; am Anfang ist es mir genauso gegangen. – Trotzdem ist es mir wichtig, daß du mich verstehst.
[P. schweigt, rückt aber mit dem Stuhl näher an den Tisch. Sein Oberkörper ist deutlich nach vorne gebeugt, die Ellbogen sind auf der Tischplatte aufgestützt.]
Ebenso verhält es sich also auch mit dem eigenen Leben. Leben tut jeder, sobald er geboren ist; er erreicht ein gewisses Alter und hört dann wieder auf zu leben. – Das ist es nicht. – Aber du siehst, daß die Zeit bereits dieses leere, unbestimmte Leben beherrscht. Und du wirst zugeben müssen, daß es unmöglich ist, Zeit und Leben voneinander zu trennen, wenn man unter

Leben das versteht, was das eigentliche Wesen des Lebens ausmacht. Was es mit individuellem Sein beliebiger Art ausfüllt. Was es kraftvoll aus dem nur Kollektiven herausreißt und zum eigenen Leben macht. – Wenn ich meine Zeit nicht mehr habe, existiere ich zwar weiter, doch trotzdem habe ich aufgehört zu leben. [Er trinkt.] Wenn mir meine Zeit verlorengegangen ist, bin ich – [Überlegt; fährt dann mit unverändert natürlicher Stimme und ohne eine Spur von innerer Bewegtheit fort] ja, ich glaube, dann bin ich sozusagen

Aus Zeiten gebeilt
Mit dem treibenden Stahl
Des gebrochenen Rades:

Die steinerne
Wunde in Weiten der Wege
Befahre ich schlagende Tritte
Auf Stufen der

Leere
Zu ihm.

[Pause. – M. trinkt.]

P [Ungläubig]: Ein Gedicht?

M: Oder eines meiner Gespräche. – [Er zieht sein kleines Notizbuch mit grünem Ledereinband aus der Innentasche seines Kittels hervor.] Du warst, kurz vor Weihnachten – ja, Dienstag vor Weihnachten warst du zum Essen eingeladen und –

P: Ich konnte nicht mehr absagen. – Und dann hat es sich nicht einmal gelohnt. [Entschuldigend] Doch du wolltest – [Pause]

M: Ich wollte sagen – ich hätte eben früher merken müssen, daß ich etwas zu sagen hatte. Und ich wußte ja, daß ich unmöglich schweigen konnte. So schrieb ich denn auf, was ich – zwar mit ganz andern Worten – in deiner Gegenwart zu mir gesagt hätte. [Legt eine Hand auf das Buch.] An solche Gespräche erinnere ich mich meist noch Wochen später. [P. nickt unsicher und fragend.] Diese Gespräche sind selten; aber wenn sie geschehen, dann kann ich mich für einige Zeit daran festhalten. Sie geben meiner Haltlosigkeit eine Art Rahmen. Ich habe dann das Gefühl, ich sei irgendwie – – gefaßt. [Er scheint noch etwas hinzufügen zu wollen, schweigt dann aber.]

P: Ja? –

M: Nichts. – Ich wollte nur sagen: Irgendwie – trotzdem.
[Pause]

P: Ich glaube nicht, daß ich dich ganz verstehe. Aber vielleicht spüre ich, wovon du sprichst. Und woher deine Bitterkeit kommt, die Hoffnungslosigkeit. – Und die Hilfe.

[Beide trinken. M. lehnt sich müde zurück, als hätte er nun alles gesagt; spielt wieder mit dem Glas und den Jahrringen. Zugleich sucht er in der Hosentasche nach Kleingeld und legt dann mehrere Münzen in geometrischer Anordnung vor sich auf den Tisch. – P. hält noch immer sein Glas vor dem Gesicht und starrt verloren auf den frischen Lippenabdruck am Glasrand.]

Du mußt gehen.

M: Es ist Zeit. –

P [Stellt das Glas hastig auf den Tisch zurück, ohne M. anzuschauen]: Nur noch dies. [P. wartet vergeblich auf eine Reaktion M.s.] Du sagtest, die Zeit habe nicht auf dich warten können. Damals. [M. hebt noch einmal interessiert den Kopf.] Doch – wohin ist sie gegangen? [M. hört auf zu spielen.] Wo ist nun deine Zeit? – [Pause]

M [Betroffen, spricht zuerst langsam, zwischen jedem Wort überlegend, dann zunehmend gelöster]: Zeit ist unteilbar gebunden an das Sein. Zeit, die niemand mehr gehört, geht zurück zu jener Kraft, von der sie ausgegangen ist. Ich glaube, daß diese Kraft die unnennbare ist, die am Anfang der Zeiten war. Sie sammelt alle herrenlose Zeit, doch –

P: Die Ewigkeit. Die Ewigkeit ist womöglich nichts anderes als die fortwährende Aufhäufung von – wie du sagst – ‹herrenloser Zeit›.

M [Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, hat offensichtlich nicht zugehört]: Wie? – ich weiß es nicht. – Die Tatsache aber, daß die Zeit zurückgeht zu ihrem Ursprung, hat mir die einzige Möglichkeit verschlossen, mich wieder zu fassen. Ich meine, wieder wirklich gefaßt zu sein, nicht länger hilflos auf erfüllte Augenblicke warten zu müssen – [Er hält inne, um sich zu vergewissern, daß sein grünes Notizbuch noch immer auf dem Tisch liegt.] wo ich mich an einer Art Fassung festhalten kann.

P: Was ist das für eine Möglichkeit?

M: Ich habe damals gehofft, daß es mir möglich sein würde, sozusagen nahtlos in seine jung verlassene und unvollendete Zeit eingehen und dort weiterleben zu können. Daß es mir wenigstens vergönnt sein würde, zu übernehmen, wofür er plötzlich keine Verwendung mehr hatte. Zu beenden, was er eben erst angefangen hatte.

P: Aber –

M: Ich weiß, was du jetzt sagen willst. [Pause] Natürlich hat diese Möglichkeit nicht wirklich bestanden.

P: Weil die eigene Zeit –

M: – Untrennbar an das eigene Leben gebunden ist. Und naturgemäß mußte auch seine Zeit zurück – die gelebte und die, die er für sich aufgehoben

hatte. – Trotzdem: Fassungslos habe ich damals für einen Moment an das Vorhandensein dieser Möglichkeit geglaubt. Doch, als ich mich daran festhalten wollte – [M. starrt ins Leere. – Langes Schweigen.]

*

Die Stille, die eben noch das ganze Gespräch getragen hatte, war mit einem Mal leer und stumm geworden. Doch M. spürte, daß das Tragende nun in ihm war, ihm Halt gab und ihm für einige Momente Fassung sein wollte. Er wußte, daß jetzt wirklich nichts mehr zu sagen blieb, und deshalb vertraute er darauf, daß die erfüllte und in gewissem Sinne durchaus glückliche Stille seines innerlichen Festhaltens am Gespräch, das sich ihnen unerwartet zugesprochen hatte und das sich bestimmt später fortsetzen lassen würde, sich auf seinem Gesicht zeigen und von P. erkannt werden würde.
Doch P. war gerade damit beschäftigt, den auf dem Tisch ausgebreiteten Münzen einige weitere hinzuzufügen, denn eben hatte der für M.s Lieblingstisch zuständige Kellner, der mit aufdringlich geöffnetem Portemonnaie zu ihnen herangetreten war, P. mit einem halb entschuldigenden, halb fordernden Hüsteln unmißverständlich zu verstehen gegeben, daß er den noch nicht ganz leergetrunkenen Wein bezahlt haben wollte. Und als sich P., verärgert über das ungebetene Erscheinen des Kellners und verwirrt durch die damit verbundene Unterbrechung seiner Gedanken, die noch länger bei M. hätten bleiben wollen, wieder seinem Freund zuwandte, sah er nur, wie sich etwas Hartes über M.s Gesicht legte, als wäre ein in dieser Art noch nie erlebter Augenblick des sicheren Gehaltenseins plötzlich zu Ende, als wäre soeben ein Stück neu gefundenen Lebens in der Leere des Nichts erstarrt.
P. ahnte nicht, was geschehen war, als M. verzweifelt den Kopf zum Fenster wandte und sein suchender Blick sich in der Düsterkeit des winterlichen Vorabends verlor.